

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen [Fortsetzung]
Autor: Wiget, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welch ein Unterschied zwischen ihr und dem zwar ungleich großartigern, aber so düstern Rom mit der steten Erinnerung an grause Märtyrerverfolgungen und an wilde Orgien! Nicht als ob die Herrscher hier lauter Vämmer gewesen wären! Dagegen spräche schon das Memento auf der Piazza della Signoria, die Bronzetafel mit dem Namen Girolamo Savonarolas. Aber die Grausamkeiten wurden nicht so im Großen in Szene gesetzt. Und wie viel feiner Witz und Geist waren hier vereinigt! Widerhallen nicht noch heute die Mauern in Boccaccios Villa von dem fröhlichen Gelächter und den Scherzen des übermütigen Erzählers?

Aus all diesen Träumereien weckt uns ein dumpfer Kanonenschuß auf, das in allen großen Städten Italiens übliche Zeichen der Mittagsstunde, das heute auch zugleich den Beginn der Feier bedeutet.

Die allgemeine Aufregung und Erwartung wirken ansteckend, unwillkürlich reißt der südliche Volksenthusiasmus auch den kühnern Nordländer fort.

Aller Blicke sind auf den erzbischöflichen Palast gerichtet, aus dem in diesem Moment in prachtstrohendem Zuge die gesamte hohe Geistlichkeit von Florenz tritt, voran der Erzbischof, angetan mit der Mitra, und mit dem hohen Bischofsstab in der behandschuhten Rechten, an welcher der Fischerring glänzt, die kostbaren Gewänder flimmernd von Gold und Edelstein, die in der grellen Mittagssonne funkeln. Feierlich zieht die Prozession durch die dichtgedrängte Menge über den Domplatz, ersteigt gemessenen Schrittes die breite Treppe und verschwindet hinter den bronzenen Pforten des Heiligtums. Kein Laut auf dem ganzen weiten Platz, alles hält den Atem an.

Da plötzlich tönen tiefste Glockenstimmen vom Dome hernieder, schwingen sich voll, klar, wunderbar ergreifend zum tiefblauen Himmel empor, und im gleichen Augenblick schweift eine weiße Taube aus dem geöffneten Hauptportal nach dem altertümlichen Wagen. Der Funke zündet, und ein ohrenbetäubendes Krachen und Zischen und Prasseln mischt sich mit dem rasenden Jubelgeschrei der viertausendköpfigen Menge; es scheint einen Moment lang, als sei ganz Florenz toll geworden, so toben und jubeln sie alle: "Il miracolo, il miracolo! Viva la Madonna!" Das sämtliche Feuerwerk hat sich entzündet, das Jahr wird ein gesegnetes sein. Ein erstickender Rauch von all den abgebrannten Raketen und Sonnen

und Feuerrädern erfüllt den Platz, verhüllt die Domfassade wie ein Vorhang und klettert am Campanile empor. Es ist eine Szene unbeschreiblicher Aufregung, höchsten Jubels!

Nach und nach beruhigen sich die Gemüter jedoch, und alle Augen wenden sich wieder nach dem Palast des Erzbischofs. Dort stehen die vier tabelllos weißen Campagna-Ochsen, denen die Ehre zuteil wird, den Wagen durch die Stadt zu führen. Ruhig blicken sie in das Gewühl, stolz auf ihren reichen Schmuck, die seidenen Purpurdecken und die vergoldeten Hufe, einen Blumenkranz um die ebenfalls vergoldeten Hörner gewunden. Sie scheinen von der Ehre zu wissen, die ihnen beschieden ist.

Langsam und gemessen schreiten sie durch die wieder lautlose Menge, die ihnen fast ehrfürchtig Raum gibt, und schauen mit ihren großen halb schwermütigen, halb resignierten Augen still um sich. Wem fällt da nicht Carduccis wundervolles Gedicht: «Il bove» ein, das so treffend die stolze Weise dieses für Italien typischen Gefährten des Landmanns charakterisiert? Und steigen nicht allerlei Bilder auf von alten heidnischen Opferfesten?

Ohne sich um das Menschengewühl zu kümmern, treten die prächtigen Tiere vor den Wagen, um sich anspannen zu lassen, und immer in langsamem, fast feierlichem Schritt, unter dem Klang der Glocken vom Dom, ziehen sie die Via Calzaioli entlang. Auf ihrem Wege am Palazzo Vecchio vorbei grüßen die ehernen Stimmen vom alten Sitz der Signoria herab, die Glocken groß und klein von allen Türmen fallen ein, und unter allgemeinem Jubel und Klang ziehen sie vor den ehemaligen Palast der Pazzi, wo freilich die Nachkommen des edlen Geschlechts nicht mehr hausen. Über dem hohen Tore, aus dem sie einst der Kreuzesfahne nachzogen ins gelobte Land, prangt nun das liebe weiße Kreuz im roten Feld, und Schwerterklingen und das Stampfen edler Rossen ist längst verstummt. Aber wie ehemals holt sich die Taube den Funken vom ewigen Licht, das vor einer Madonna an der Ecke des Palastes brennt, und neuer Jubel bricht los, aufs neue erschallen die Vivas, und der dichte Rauch wirbelt in die klare Luft.

Frohgemut zieht der Landmann den heimatlichen Hügeln zu und erzählt den Daheimgebliebenen von der herrlichen „Festa“ im schönen fernen Florenz.

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein kaum merkliches Lächeln spielt in Linnells Mundwinkeln; aber er ist zu höflich, um auszusprechen, was ihm auf der Zunge liegt. Geraldine gelingt es nicht in dem Grad sich zu beherrschen. Die Schamröte ist ihr in Stirn und Wangen gestiegen, und sie antwortet schnell:

"Nein, Mutter, ich denke nicht, daß ich die Dinger irgendwo finde, und fände ich sie, würde Herrn Linnell nichts daran liegen, sie zu lesen. — Sie haben die Dumaresq's getroffen, Herr Linnell? Psyche sagte mir davon. Sie sagte, ihr Vater sei immer so froh, wenn er jemand kennen lerne, der seine Bücher gelesen habe. Er ist ein wunderbarer alter Mann! Er geht

ganz in seinem Werk auf. Ich glaube, er lebt ausschließlich noch für zwei Dinge — Philosophie und Psyche."

"Zwei wirklich gute Dinge, ich wüßte kaum für etwas Besseres zu leben," murmelt Linnell kaum hörbar.

"Ja, er vergeudet sein Leben damit, Bücher zu schreiben, die weder ihm noch sonst jemand das Geringste nützen," führt Frau Maitland den Faden der Unterhaltung weiter, "ich bin überzeugt, da nun sein Mädchen herangewachsen ist, bereut er es bitter, seine Fähigkeiten nicht für etwas angewendet zu haben, was ein wenig Geld einbringt. Ein geborener Gentleman (denn er war ein Gentleman) und sich jetzt mit einem

solchen Koch begnügen müssen! Aber er war immer eigenfinnig, und das Mädchen ist genau so. Er nahm nie einen Rat an. Es ist ihm früher einmal eine schöne Staatsstelle angetragen worden; er nahm sie nicht an, er habe keine Zeit zu vergeuden mit Geldmachen. Er handelte nach seinem eigenen Kopf und schrieb seine unverkäuflichen Bücher. Man begreift gar nicht, von was er eigentlich lebt."

"Seine Philosophie mag nicht in weite Kreise gedrungen sein," sagt Linnell einzuschalten, sobald der Redefluß der Gastgeberin dies gestattet; "aber es ist ihr die allergrößte Aufmerksamkeit gewidmet worden von allen tiefen Dentern. Und sie gewinnt von Tag zu Tag mehr Anhänger unter den gebildetsten Männern unseres Landes. Ich glaube, sie wird die Philosophie der Zukunft sein."

"Ich lege keinen Wert auf all diese Zukunftsmüthen," läßt der General von sich hören. "Ich für meinen Teil begnügen mich mit der Gegenwart, in die eine weise Vorlebung mich gestellt hat, und überlasse es der Zukunft, sich selbst für eine Philosophie zu sorgen. Ich liebe den Tag, an dem ich lebe. Aber ich muß sagen, dieser Dumaresq ist ein feiner Mann, ein Mann wie ein Soldat in seiner Art, er steht fest auf seinem Posten, bei dieser verlorenen Hoffnung, und zuckt nicht mit der Wimper. Ob sein Werk gut war oder schlecht, das kann ich nicht sagen, weil ich nichts davon verstehe; aber daß er unentmündigt und unwandelbar dafür einsteht, das genügt für mich, um den Mann zu bewundern. Es gibt Helden auf dem Schlachtfeld und Helden in der Stube, ich halte Dumaresq für einen der letztern."

"Ich stimme Ihnen ganz bei," sagt Linnell rasch. "Haviland Dumaresq ist ein sehr großer Mann, und die Art, wie er zu seinem Werk steht, erzwingt ihm Achtung, was man auch von den darin niedergelegten Gedanken halten mag."

"Viele davon sind sehr fraglich," schreibt der Pfarrer eilig ein.

"Aber die meisten davon wahrhaft tief und originell," antwortet Linnell mit ruhiger Würde.

Grau Maitlands weiblicher Instinkt hat ihr inzwischen gesagt, daß sie ganz den falschen Weg eingeschlagen habe, um zu Linnells Sympathie zu kommen. Sie entschließt sich also rasch diplomatisch einzulenken.

"O, natürlich ist er ein wunderbarer Mann in seiner Art, ein sehr bemerkenswerter Mann. Und was für eine malerische kleine Hütte er hat! Also malen Sie sie wirklich?"

"Sie ist malerisch," antwortet Linnell, mit Widerwillen zu seiner eigenen Persönlichkeit zurückkehrend. "Es ist auch ein wunderbares Blühen ums Haus; der alte Herr pflegt den Garten gewiß selbst? Er hat eine Passionsblume drüber, wie ich sie in Afrika nicht schöner gesehen habe."

"O, ist sie nicht wundervoll!" ruft Geraldine lebhaft. "Sie erinnert mich so an das liebe Algier. Hier ist eine Psyche gab sie mir." Mit diesen Worten löst sie eine Blume aus den Falten ihres Kleides und reicht sie ihm.

Er nimmt sie ab, betrachtet sie und sagt dabei leise:

"Fräulein Dumaresq gab sie Ihnen! Sie ist sehr hübsch. Ich wünschte, sie würde mir zu einem Bilde sitzen. In maurischem Kostüm würde sie prächtig passen für den Hintergrund jenes Bildes, das ich in Algier anfing, Sie erinnern sich, Fräulein Maitland? Ich zeigte Ihnen damals die Studie zum Bild." Während er spricht, befestigt er die Blume an seinem Rock, und Geraldine schaut ihm mit einem stillen Lächeln zu.

"O gewiß, Herr Linnell, und Psyche paßt prächtig hinein. Sie müssen sie verlassen, Ihnen zu sitzen; sie tut es gewiß gerne; fragen Sie sie nur gleich morgen!"

"Das will ich," antwortet Linnell, "ich bin auf morgen abend dort zum Diner eingeladen."

Geraldine staunt. "Morgen zum Diner?" ruft sie. "Zum Diner bei Dumaresqs?"

"Ja, ja; finden Sie das so seltsam?"

"Wenigstens ist es mir etwas sehr Ungewohntes. Zum Lunch oder zum Nachmittagstee haben Dumaresqs auch schon eingeladen, zum Abenddiner noch nie. Ich verstehe es gar nicht recht."

"Aber ich, ich gehe, und Mansels auch." Geraldine schnitt einen Augenblick und sagt dann halblaut:

"Und daß Psyche mir gar nichts davon sagte, als ich bei ihr war heute mittag, sie erzählt mir doch sonst alles."

"Sie wußte es jedenfalls selbst noch nicht. Mansel und ich trafen Dumaresq etwa um sechs Uhr auf der Straße, und

da lud er uns ein. Er schien etwas träumerisch und zerstreut zu sein, und die Einladung ist vielleicht ein plötzlicher Einfall gewesen, von dem das Fräulein erst bei seiner Heimkehr vernommen hat."

"Vielleicht," sagt Geraldine mit ernstem Gesicht und einem kleinen Seufzer. "Er schien also träumerisch und zerstreut zu sein; er ist das manchmal — leider. Aber ich freue mich, daß Sie morgen abend dort sein werden, und dann vergessen Sie nicht wegen der Sitzungen zu fragen."

"O nein; aber wie mache ich's mit dem Kostüm?"

"Ich leihen Ihnen eines," sagt Geraldine prompt; "ich brauchte es zu einem lebenden Bild letztes Jahr. Es wird Psyche gerade passen."



DIE SCHWEIZ
1896

ONELL FUSSLI

„O, wollen Sie wirklich? Wie gut von Ihnen! Das Bild soll gemacht werden. Ich danke Ihnen vielmehr für Ihre gütige Mithilfe.“

Frau Maitland, die die beiden im Stillen beobachtet, freut sich über die lebhafte Unterhaltung und das gute Einverständnis.

Und später am Abend, während das harmlos langweilige Fräulein aus dem weißen Schloßchen ihre langen Finger auf die Tasten einschlägt, bemerkt sie auch zu ihrer Überraschung und ihrem großen Vergnügen, daß Linnell eine von Geraldines Blumen am Rock trägt.

„Wie hübsch!“ sagt sie schalkhaft. „Ich glaube, ich weiß, wo Sie diese Blume her haben, Herr Linnell.“

Linnell senkt die Augen, und ein Schatten geht über sein Gesicht. Da legt die Frau wieder groß und derb ihre fühllose Hand auf etwas Bartes, Unberührbares! Denn die Blume kommt von Psyche, aus ihrem Garten. Doch ein kluger Gedanke gibt ihm die Sicherheit wieder. Er schiebt die gefällige Geraldine vor, ohne Arg, und sagt:

„Ja, Fräulein Maitland hat mir sie gegeben, es ist eine von den Blumen, die sie heute am Kleid trägt.“

Dass Frau Maitland daraus noch viel wichtigeren Schlüsse zieht, als wenn er gestanden hätte, daß die Blume von Psyche komme, fällt ihm keinen Augenblick ein. Als die Dame an diesem Abend mit ihrem Gatten allein ist, sagt sie zu ihm:

„Heute ist es aber Zeit, daß du dich nach diesem Linnell nähern erkundigst, Papa.“

„O ich glaube, er hat schon Geld.“

„Ich glaube, ich glaube! Das genügt nicht, wenn das Glück eines Kindes auf dem Spiel steht. Wissen muß man. Es ist irgend ein Geheimnis um den jungen Mann. Wenn er Geld hat, warum heiratet er nicht, wohnt auf seinem Gut und geht auf die Jagd?“

„Der Geschmack ist verschieden. Er macht sich vielleicht nichts aus der Jagd.“

„Vielleicht nicht,“ sagt die Dame wegwerfend; „aber ein junger Mann, der die Mittel dazu hat, sollte sich aus der Jagd etwas machen, das ist er der Gesellschaft schuldig.“

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Tag zerbricht sich Psyche nicht wenig den hübschen Kopf über die Frage, warum in aller Welt ihr Vater diesen liebenswürdigen Herrn Linnell zum Diner eingeladen habe, nachdem er doch erst vorgestern in ziemlich abschäzigem Tone von ihm gesprochen. Und eine Abendgesellschaft, wenn auch in noch so bescheidenem Rahmen, ist für das kleine Häuschen eine ganz ungekannte Neuheit. Warum durchbrach der Vater nun plötzlich die fast spartanischen Gewohnheiten ihres Haushalts und lud einen gänzlich Fremden zu einem Abendschmaus?

Aber Psyche würde sich noch viel mehr gewundert haben, wenn sie die Veranlassung für die Sinnesänderung erfahren hätte. Ein Wort, das Mansel zufällig hat entschlüpfen lassen, daß Linnell mehr Geld habe, als man nach seinem Auftreten schließen könnte, hat dieses Wunder bewirkt. Alle Erfahrungen, die Psyche bisher mit ihrem Vater gemacht, haben übereinstimmend ergeben, daß ein Mann, der Geld besitzt, insbesondere ein festes Einkommen, nicht eine erwünschte Gesellschaft für den Philosophen ist. „Die Gesellschaft von Männern, die ihren Unterhalt nicht selbst verdienen, stößt mich ab,“ pflegt er zu sagen. „Die Notwendigkeit der Arbeit ist der große Menschenbildner. Wer selbst nicht arbeitet, wird stets ein mangelhaftes Verständnis für seine arbeitenden Mitmenschen haben. Ich habe kein Vorurteil gegen Geld, ich finde nur, daß Geldmenschen in der Regel wider meinen Geschmack gehen. Sie mögen ja innerhalb ihrer Sphäre ganz nette Leute sein; aber ich möchte die meine nicht von ihnen durchsetzen lassen. Ich fühle mich am besten heimisch unter den arbeitenden Menschen.“ Wenn Psyche also den wahren Grund der Einladung Linnells geahnt hätte, würde sie sich mit Recht über die seltsame Logik ihres Vaters gewundert haben.

Wie es nun aber einmal ist, begnügt sie sich damit, die unter den ihr gegebenen Verhältnissen besten Vorbereitungen zu treffen auf den Abend, und was ihrem Diner an Neugierigkeit fehlt, ist mehr als gut gemacht durch die Feinheit und Sorgfalt, mit der es angerichtet wird. Die Blumen auf dem Tisch sind von ihren kleinen Fingern geordnet, die Früchte aus

ihrem kleinen Garten gepflückt, und der kleinsten Kleinigkeit hat Psyche liebvolle Aufmerksamkeit geschenkt.

Wie Linnell kommt, wird er in das enge Empfangszimmer geführt und ist da einige Minuten allein, die er benutzt, um die Umgebung des interessanten Mannes ein wenig zu studieren. Die Kaminbekleidung ist aus dunkler Holzbrandarbeit, wohl von Psyche oder ihrem Vater selbst gemacht. Im Mittelpunkt des Gefäßes steht eine alttümliche Uhr von getriebener Silberschmiedarbeit, ein Prachtstück, mit den Worten am Sockel: „Dem Geiste, der über die Zeit hinausgeht!“ Links von der Uhr liegt die unaufgeschnittene japanische Übersetzung des monumentalen Geisteswerkes des Bewohners, rechts die Photographie eines schmalen Männerkopfes mit dem einfachen Begleitwort: „John Stuart Mill an Haviland Dumaresq.“ Auf einem schmalen Seitentisch liegen Bücher, und Linnell nimmt einige auf. Das erste ist eine deutsche Dissertation: „Betrachtungen über Dumaresqs Philosophie“, von zwei bekannten Professoren in Bonn und Heidelberg. Das nächste ist eine religiöse Kontroverse von einem polnischen Erzbischof: „Über rationelle Ethik, besonders im Lichte des Dumaresquistischen Gesetzes der Gegenseitigkeit“. Das dritte ist die italienische Übersetzung des Dumaresquistischen Werkes, in Prachtband, mit der Widmung: „Als Huldigung des Übersetzers an den Autor“. In einem kleinen Etui liegt die goldene Medaille der Akademie der Wissenschaften zu Paris; die danebenliegende Papierrolle ist die Ernennung zum Ehrendoktor der Wiener Universität. Und das sind nun die einzigen Spuren der Lebensarbeit eines Geistes wie Dumaresq, der Mann verdient mit wissenschaftlichem Kleinkram ein karges tägliches Brot! Er ist der Mann, den Frau Maitland, die wohlgenährt in ihrer eleganten Villa sitzt, auf dieselbe Stufe gestellt hat mit dem Briefträger, der auf Bestellung jede Art Glückwünsche verfügt!

Linnells Herz schlägt höher bei dem Gedanken, daß durch den großen Absatz, den er dem Werk nun verleihen will, doch einige Sorglosigkeit unter dieses bescheidene Dach komme.

Jetzt öffnet sich die Tür, und Psyche steht auf der Schwelle. Sie trägt ein glattes weißes Kleid von weichem Stoffe, um die Hüften und um den Hals mit einem schwarzen Samtband zusammengehalten; die aschblonden, mattglänzenden Flechten liegen in anspruchsloser Kreuzform um den feinen Kopf, und die großen blauen Augen leuchten dunkel vor Freude dem willkommenen Gaste entgegen. So steht sie leicht und hold im Rahmen der Tür zu dem ernsten Raum, in dem der Flügelschlag eines großen Geistes andachterregend rauscht. Linnell nimmt mit dem Blick des Künstlers dieses Bild in seine Seele auf.

Das Mädchen bietet ihm frohlächelnd die Hand dar; auch sie nimmt jetzt, freilich unbewußt, ein Bild in sich auf. Der Mann hier im ernsten Gesellschaftskleid, der einen großen, warmen Blick in den ihren taucht und sich dann fast andächtig über ihre Hand neigt, gefällt ihr nun womöglich noch besser als beim ersten Zusammentreffen. Er hat mit Sorgfalt eine halbwelke Passionsblume an seinem Rock befestigt. Psyche erkennt die Blüte sofort und sagt verwundert: „Die ist ja von uns, Herr Linnell; haben Sie sie denn vorhin gebracht, als Sie durch den Garten kamen?“

Linnell bläkt zögernd auf die welkende Blüte.

„Ich — nein,“ sagt er, „Tatsache ist, Fräulein Dumaresq, daß ich sie geschenkt bekommen habe. Fräulein Maitland trug sie an ihrem Kleid gestern abend; aber,“ fügt er rasch hinzu, wie er sieht, daß bei dieser einfachen Erklärung die Freude in Psyches Auge erloscht, „sie sagte mir, daß die Blume von Ihnen komme, und deshalb habe ich sie als kleine Erinnerung behalten.“

„Ich hole Ihnen eine frische,“ sagt Psyche und eilt mit ihrem holderrütielen Gesichtchen davon. Sie ist gleich wieder da, und Linnell nimmt die frische Blüte ebenso befangen in Empfang, wie sie ihm gereicht wird: „Ich werde beide behalten.“ Und er faltet die Abgelöste sorgsam in ein Papier, das er aus der Brusttasche geholt hat. Er ist wirklich ein großer Verehrer der Dumaresquistischen Philosophie.

Sie sitzen eine kleine Weile und plaudern, er fast nicht minder scheu als sie. Dann tritt Haviland Dumaresq ein; er trägt ein rötllich gewordenes, fadenscheiniges, aber tadellos gebürstetes Gesellschaftskleid; Hemd und Halsbinde sind von blendendem Weiß; der weiche, silberweiße Bart hebt sich plastisch ab vom schwarzen Tuchkragen; die grauen Augen leuchten lebhaft aus dem feinen, blässen Gesicht heraus. Er begrüßt den jungen Maler mit seiner gewohnten würdevollen Höflichkeit.

„Ich hoffe, Psyche habe ihre Pflicht als Gastgeberin er-

füllt?" fragt er mit seiner klängreichen Stimme. „Ich fürchte fast, ich habe Sie warten lassen. Ich schrieb zu lange. Wenn der Geist mit innern Dingen beschäftigt ist, vergisst er die äußern leicht, das werden Sie während des Malens an sich selbst schon beobachtet haben, Herr Linnell.“

„Ich muß Vater immer zwei oder drei Mal zum Essen rufen,“ sagt Psyche lachend, „und wenn ich einen Auslauf oder etwas dergleichen mache, so ruf' ich ihn zehn Minuten vorher, sonst ist die Speise eingefunken, bis Vater aus seinem Arbeitszimmer kommt.“

Jetzt treten Mansels ein, und die kleine Gesellschaft begibt sich ins Speisezimmer.

Trotz des engen, einfachen Raumes und des Mädchens für alles, das allein zur Bedienung da ist, kann ein Diner kaum hübscher oder besser sein. Die Gänge sind einfach und ihrer wenig an der Zahl; natürlich, aber sie tragen trotzdem den Stempel des feinen Haushalts und Geschmackes, und alles hat den unnnennbaren Reiz vollkommener Unnatur, dessen die üppigsten Diners in London oft ganz und gar entbehren. Linnell ist sicher, daß Psyche fast alles vorher und gar entbehrlich hat, den tabellosen kalten Bubbling sowohl als die goldgelbe, glänzende Mayonnaise zum Fisch, die geradezu kunstvoll zugerichteten Salate und die wunderbare Fruchtgallerie, sodaß die Magd nur die Suppe und den Mostbraten zu überwachen hatte. Diese Einzelheiten, wie sie sich hinter den Kulissen eines kleinen Haushaltes abspielen, kennt Linnell von seiner Junggesellenwirtschaft in Algier her. Alles ist mit Sorgfalt geboten. Die Gesundheit und die Unnatur sprechen dabei das erste Wort. Der Wein, wenn auch nur in einer Sorte vorhanden, ist eine ausgerlesene Marke. Und neben jedes Gedekt hat Psyche im letzten Moment eine duftende Rose gelegt. Dazu liegt eine harmonische Luft um das Ganze. Das Gespräch zwischen der geistig so lebendigen Frau Mansel und dem Gastgeber hätte allein schon genügt, einem Mahl die geistige Würze zu geben. Der alte Herr kann, wenn er einmal im Gespräch erwärmt ist, in schneller Folge Epigramm auf Epigramm abfeuern, und wenn er als Partnerin eine geistreiche Frau hat wie Frau Mansel, die den Ball so rasch zurückwirft, als er ausgefendet wird, so ist das Spiel zwischen den beiden wohl wert, beobachtet zu werden. Linnell, der aus innerstem Bedürfnis mit Vorliebe stiller Beobachter ist, sitzt mit geistigem und körperlichem Behagen dabei und macht nur ab und zu eine Zwischenbemerkung zu Psyche oder zu seinem Kollegen.

Als aber nach dem Essen Psyche und Frau Mansel das Zimmer verlassen haben, geht der Fluß der Unterhaltung zwischen andern Ufern. Wenn ein Mann zum ersten Mal in seinem Leben seinen Helden und geistigen Wegmacher trifft, so liegt ihm alles daran, diese Begegnung auszunützen, um so viel als möglich von dem lebendigen Gegenstand seiner Bewunderung zu erfahren. Linnell ist ein viel zu tiefer Bewunderer Habiland Dumarèsq, um sich nicht für alle Einzelheiten seines Lebens und seiner Geschichte zu interessieren. Und Dumarèsq, der sonst wie keiner seine eigene Persönlichkeit verschwinden läßt, um die Aufmerksamkeit auf das Große, Weltdienliche zu leiten, durchbricht für dieses eine Mal seine Regel um dieses warmherzigen Jüngers seines Werkes willen. Mit einem großen unpersönlichen, unaufdringlichen Zuge entwirft er ein Bild des Werdens und Wachsendes dieses Werkes.

Linnell läuft mit Andacht, und ein nicht minder aufmerksamer Zuhörer ist Mansel.

„Das müßten Jahre harter Arbeit gewesen sein, als Sie das Material für dieses große Werk zusammengetrugen,“ sagt Linnell, während der Philosoph eine Pause macht und an einem Glas nippt, um nach der langen Rede seinen Gaumen anzufeuchten.

Ein rascher Blick fällt wie ein Blitz auf den Maler. „Sie haben recht,“ sagt der alte Herr bedeutungsvoll; „es waren in der Tat Jahre und Jahre. Fünfundzwanzig Jahre hat die Vorarbeit gedauert. Als ich die Universität verließ, das ist jetzt mehr als vierzig Jahre her, war mein Plan reif in mir und ebenso mein Entschluß, seiner Ausführung mein ganzes Leben zu widmen. Und das Ding ist gewachsen, wie solche Dinge notwendigerweise wachsen: ich hatte ein Vierteljahrhundert daran aufgewendet an dem Tage, als die Vorarbeiten zu Ende waren. Da sagte ich mir, jetzt könne ich anfangen zu leben; ich schrieb den ersten Band, und ich heiratete. Das Werk war fertig, es mußte nur noch niedergeschrieben werden. Ich glaubte, ich hätte jetzt ein Recht dazu, zum ersten Mal in meinem Leben, etwas für mein persönliches Wohlbefinden zu tun.“

„Aber, wenn es nicht eine zu kühne Frage ist,“ ruft Linnell mit leuchtenden Augen, „wie lebten Sie denn in den Jahren dieser langen Vorbereitungsarbeit?“

Habiland Dumarèsq lächelt grimmig. „Wie ein Hund, mein Herr, wie ein Hund! Und zwar nicht etwa wie ein herrschaftlicher Hund. Wo immer ich war, in London, Paris, Berlin, Washington — denn meine Forschungen führten mich durch ganz Europa und Amerika — mietete ich mir ein Zimmer in einem Arbeiterquartier, möglichst nahe beim Britischen Museum oder der Nationalbibliothek oder wo sonst mein Arbeitsfeld lag, und da lebte ich von Brot und Käse und Bier, und manchmal noch weniger, jahrelang. Und in der Zeit sammelte ich, beobachtete ich, ordnete ich. Wenn ich jetzt zurück schaue, wundere ich mich selbst über diese Zeit. Eine Art apostolischer Energie hielt mich damals aufrecht. Diese ist jetzt verlogen, und ich bin anspruchsvoller geworden. Als ich meine Arbeit begann, besaß ich ein Kapital von genau fünfzehnhundert Pfund, das ich sofort sicher anlegte. Die Zinsen davon verbrauchte ich jährlich; wenn aber große Reisen und besondere Schwierigkeiten im Beschaffen von Material ungewöhnliche Auslagen verursachten, mußte ich diese stets vom Kapital bestreiten. In den ersten Jahren waren solche Beziehungen selten; aber je mehr das Kapital im Laufe der Jahre zusammenschmolz, um so häufiger wurden sie natürlich. Trotz Entbehrung und Hunger, soviel ein Mensch nur derlei ertragen kann, wurde der Geldvorrat doch immer kleiner. Ich gab das Bier auf, ich gab den Käse auf; wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich auch das Brot aufgegeben. Und trotzdem kam zu meinem Entsezen der Tag, an dem ich vor meinen letzten fünfzig Pfund stand und noch fünf Jahre ertraglose Arbeit vor mir hatte. Damals hielt ich das ganze Werk für verloren. Mir schwanden in der Leere die Sinne. Ich saß an einem Morgen im ungeheizten Zimmer; meine steifen Finger versagten den Gehorsam, und ich schluchzte laut auf in Verzweiflung und Jammer und fragte mich, ob ich mich denn für ein Werk, für das mir niemand dankt, so aufopfern müsse, mich ausschließen von Heimat, Freunden und Familie und von allem, was andern Menschen teuer ist, aus Liebe zur Wissenschaft.“

Der Sprecher macht eine Pause, sein Blick scheint tief in eine ferne schwere Zeit zu tauchen.

Linnell fragt mit fast atemlosem Interesse: „Und was taten Sie schließlich?“

„Während einiger Zeit wußte ich selbst kaum, was tun. Ich hatte einige philosophische Freunde in London und sagte ihnen offen, wie es um mich stand. Einige davon luden mich dann zum Essen ein, einige sagten, das sei wirklich eine schwere Zeit für mich, einige auch machten den Vorschlag, eine Sammelliste für mich herumgehen zu lassen. Aber davon wollte ich nichts hören, so weit konnte ich meinen Stolz nicht unter die Füße treten, auch der Philosophie zuliebe nicht. Im Stillen brach ich fast zusammen in Ratlosigkeit und Verzweiflung. Mir interessierte sich damals für mich und vermittelte meine Bekanntschaft mit Ihrem Verwandten, dem alten Sir Aufsten Linnell, der Minister des Auswärtigen war. Und Sir Aufsten brachte mich in die Berufung, ein Konsulat in Peru anzunehmen, der ich beinahe unterlag. So gebrochen war ich, daß ich diese Stellung fast angenommen hätte. Sie bringt sechshundert Pfund ein im Jahr und die Amtsgebühren. Für einmal in meinem Leben wußte mir und lockte mich der schwüngige August. Da starb gerade zu gleicher Zeit ein Onkel von mir in Amerika; er überließ mir den Leberbleihsel seines Vermögens, eine Kleinigkeit, sechshundert Pfund in allem; aber es reichte genau für die verdienstlose Zeit, die ich noch vor mir hatte. Mit neu erwachtem Mut ging ich an die Arbeit; sechs Jahre später saß ich als Bettler da, aber mit dem ersten Band meines Werkes in schönem Schwarzdruck im Schoß.“

Linnell atmet tief auf.

„Für dich, Mansel, ist das wahrscheinlich eine längst bekannte Geschichte; aber mir, der ich sie zum ersten Mal höre, benimmt sie fast den Atem.“

Mansel schüttelt den Kopf.

„Sie ist so neu für mich, mein lieber Junge, als sie es für dich ist,“ sagt er leise mit bewegter Stimme; „Dumarèsq hat mir vor heute abend noch nicht ein Wort davon gesagt.“

Der alte Philosoph seufzt tief. „Zu welchem Zweck?“ sagt er mit wegwerfender Handbewegung. „Warum den Kopf mit solchen Kleinigkeiten quälen? Das Universum wogt und rauscht mit Welten um uns. Wir Menschen sind nur Parasiten an der gefürchteten Oberfläche eines kleinen Planeten, in-

mittens eines endlosen Kosmos, dessen Tiefen überall mit Problemen erfüllt sind. Warum sollten wir deshalb von unserm Wege weichen, um die Hände zu ringen über diese oder jene Fliege, um die Geschichte irgend eines besondern, individuellen kleinen Parasiten unter uns zu beklagen? Das Buch wurde schließlich fertig; das ist die Haupttache. Die Welt im großen Ganzen mag sich vielleicht kaum darnach umsehen; aber da ist es, das Monument eines Lebens, der Keim intellektueller Hefe, frei in die gärenden Gedanken der Menschheit geschleudert und langsam aber sicher sich jedes brauchbare Teil in dieser großen Masse leerer und hohltönender Atome assimilierend."

Es gibt eine kleine Pause, während der sie in ihre Gläser schauen. Dumaresq's Ernst hält sie im Bann. Linnell bricht zuerst die feierliche Stille.

"Es war ein edles Leben," sagt er, "edel verbraucht!" Zu ihrem größten Staunen erwidert Dumaresq entschieden:

"Ah! Verbraucht! Oder sagen Sie vergeudet! Sie reden wahr. Vollständig, unausprechlich, unverbesserlich vergeudet! Und da liegt der Stachel der ganzen Geschichte. Wenn ich mein Leben zwar noch einmal anfangen könnte, würde ich es natürlich auf gleiche Weise nochmals vergeudet; dagegen kann ich nichts tun: die Natur hat mich so geschaffen, daß ich mich notwendiger Weise der Philosophie und der Wissenschaft zuwenden und den Wein meines Lebens verschütten muß um der Forderung der Gedanken willen, gleichwie die Motte ins Licht fliegen muß. Aber vergeudet ist es trotzdem; nun ich alt bin und ruhig auf mein Leben zurückzuschauen kann, sehe ich, daß die große Masse der Welt klüger ist als irgend eines ihrer voranstrebenen Kinder. Die allgemeine Intelligenz, von der jede individuelle Intelligenz schöpft, fließt tiefer und wahrer als die Persönlichkeit eines Einzelnen. Der Weg der großen Masse ist der beste, wenn wir das nur einsehen könnten. Wenn

die Jugend wützte und wenn das Alter könnte — das ist die Summe und der Inhalt aller Erfahrung. Wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, würde ich es auf gleiche Weise verschleudern; denn die Philosophie lockt mich, wie der Alkohol den Trinker. Aber wenn ich einem jungen Menschenkind, das mit hohen Idealen und edlem Streben am Anfang seiner Laufbahn steht, zu raten hätte, ich würde ihm ohne Zögern sagen: Die große Masse ist am klügsten. Geh' den Weg der großen Masse und tue gleich ihr. Vergeude dein Leben nicht wie ich das meine. Arbeit für den gewöhnlichsten, persönlichsten Zweck: für Geld, Stellung, Ruhm, Macht. Diese allein sind solid. Diese allein haben Inhalt. Diese allein geben dir selbst ein lebenswertes Leben. Der ganze Rest ist leer, leer, leer. Alles ist nichts, ausgenommen die gewöhnlichsten Dinge, die die gewöhnlichsten Menschen auf kluge und niedrige Weise erstreben."

Langsam schweigen alle still. Dieser entsetzliche Aufschrei eines vernichteten, gebrochenen Geistes hat sich wie eine kalte Hand auf ihre Seelen gelegt. Aber durch die geschlossene Tür dringt Psyches weiche Stimme vom Salon herüber. Auch der alte Mann hört sie und lauscht ihr und lächelt. Die Wolke, die auf seiner Stirn liegt, hebt sich. Er schaut mit einer Abstecher im Blick zum Speiseschrank hinüber, geht langsam hin, nimmt eine schmale runde Schachtel heraus, legt von deren Inhalt eine kleine, versilberte Pille in den Mund und spült sie mit einem halben Glas Wein hinunter.

"Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren; aber es erregt mich so sehr, von diesen Dingen zu sprechen, daß ich ein beruhigendes Mittel benötige. Mansel, nehmen Sie noch ein Glas Wein? Nicht? Dann schlage ich vor, wir gehen zu den Damen hinüber?"

(Fortsetzung folgt).

Mein Grossvater.

Ich kam ihm wie ein Kuckucksei ins Haus,
Das zarte Pflänzchen einer kurzen Flamme!
Nun sollte er dem vaterlosenlaus
Ernährer sein und Halt zu einem Stamme.

Obgleich er mich zuerst nicht gerne sah —
Wer liebt denn solche unverhoffte Sprossen?
Allein . . . was tun? Ich war nun einmal da —
Nach wenig Jahren wurden wir Genossen.

Dann fehlte ich bei keinem Sichelschnitt,
Auf jedem Bündel Heu kam ich gefahren,
Auf allen Reisen schleppste er mich mit:
Man merkte, daß wir unzertrennlich waren.

Und ungerächt trat niemand mir zu nah,
Des achteten sogar die Gassenjungen;
Für meine Schuld war keine Strafe da,
Nur hinter andern ward der Stock geschwungen.

Die Jahre schwanden — und des Alten Stolz
War mein Begleiter durch die Jugendwirren.
Kam ich vom Wege, in Gefahr, so soll's
Den guten Greis im Glauben nicht beirren.

Was muß er denken? fragte ich mich oft
Die lange Zeit des Elends, der Beschwerden.
Wird ihm geraubt, was er um mich erhofft,
Soll seine Treue ganz zu Schanden werden?

Dann kommt' ich niederfallen im Gebet:
Gott, laß den Alten nicht in Gram versinken,
Gib, daß er noch auf Erden geht und steht,
Wenn mir die ersten Lorbeerfränze winken! —

Und als sie kamen, hab' ich unverweilt
Den Weg ins liebe Heimatland genommen.
Da war mein Ruhm mir schon vorausgeeilt,
Und meine Freunde hießen mich willkommen.

Ich aber suchte in der kleinen Schar
Die Schwiegerhand, die lang mir nicht gereichte,
Ein wetterbraunes Haupt im Silberhaar — —
Wo war es nur? Ich fragte. Man erbleichte.

Dann fielen Worte . . . Worte hart wie Stein . . .
"Vor kurzem erst . . ." „Der Alte starb in Frieden.“
Mir jedoch brannte es ins Herz hinein:
— Er ist enttäuscht aus dieser Welt geschieden! —

Paul Ilg.